

PASSANTEN VERLAG



Moby Dick (Moby-Dick or The Whale)  
von Herman Melville

Nach der Originalausgabe von 1851, Harper & Brothers, New York  
und der deutschen Erstübersetzung von Wilhelm Strüver  
Theodor Knauer Nachfahren, 1927 Berlin

Nacherzählt und übertragen in Einfache Sprache von Albert Hardy  
Illustrationen aus: Nimrod Of The Sea or The American Whaleman  
von William M. Davis, New York, 1874

Umschlag & Gestaltung: Passanten Verlag

Manche Wörter sind durch einen Bindestrich getrennt,  
damit man sie besser lesen kann.

Copyright für diese Ausgabe: © 2017 Passanten Verlag  
Druck & Verlag: Passanten Verlag, [www.passanten-verlag.de](http://www.passanten-verlag.de)  
Gedruckt auf ALSTER Werkdruckpapier  
ISBN 978-3-945653-06-7 | Ebook-ISBN 978-3-945653-07-4

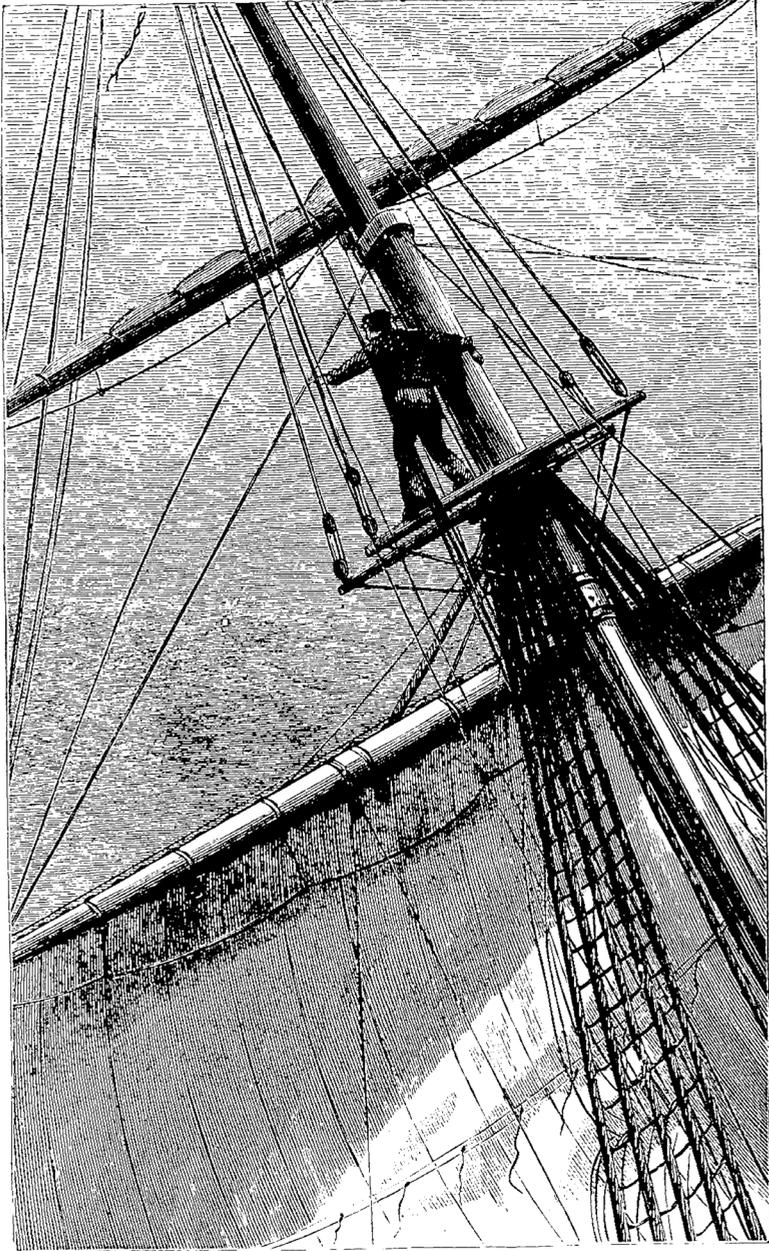
Herman Melville



# MOBY DICK



PASSANTEN VERLAG



**S**ag Ismael zu mir. Und höre, was ich zu erzählen habe.

Es gibt Jahre, an die man sich kaum erinnert. Jahre ohne Freude, ohne Abenteuer und ohne Überraschung. Jahre an Land sind eine schreckliche Zeit.

Ich hatte damals kein Geld in der Tasche und wusste nichts mit mir anzufangen. Ich wollte so schnell wie möglich wieder auf ein Schiff. Ich musste wieder um die Welt segeln. Doch nicht als Passagier! Ein Passagier braucht einen gut gefüllten Geldbeutel.

Außerdem werden Passagiere seekrank. Sie können in der Nacht nicht schlafen und sie haben keine Freude an der Reise.

Nein, ich bin nie als Passagier gefahren. Und ich war auch nie ein Kapitän oder ein Koch. Kapitän, das ist nichts für mich.

Ich habe genug mit mir selber zu tun. Und als Koch zu fahren?

Nun, ich gebe zu, das ist ein angesehener Posten. Der Koch ist fast ein Offizier an Bord. Aber es hat mir nie richtig Freude gemacht, Geflügel zu braten.

Und so bin ich ein ganz normaler Matrose. Ja, es stimmt, Matrosen werden immerzu herum gescheucht. Sie müssen springen wie Grashüpfer im Mai. Und ein alter Kapitän lässt sie immer wieder das Bootsdeck schrubben.

Egal, sollen sie uns doch herum kommandieren und antreiben.

Jeder bekommt seine Befehle. Jeder, auch ein Kapitän.

Du möchtest wissen, warum ich auf ein Walfang-Schiff wollte?

Nun, ich wusste nicht sehr viel vom großen Wal.

Doch das wusste ich: Der Wal treibt durch die Meere wie eine lebende Insel. Und die Jagd nach dem mächtigen Ungetüm führt uns in die fernsten Gegenden, hin zu den tausend Wundern und Gefahren der Südsee.

Eine unbekannte Welt lag vor mir.

Ich stopfte also meine Hemden in einen alten Seesack.  
Ich nahm ihn unter den Arm und brach auf nach Kap Horn und dem Pazifik. Dem guten alten New York sagte ich Lebewohl.  
Ich weiß es noch: es war ein Samstag im Dezember.

Die meisten der Walfang-Schiffe lagen im Hafen von New Bedford.  
Aber ich wollte unbedingt mit einem Schiff aus Nantucket fahren.  
Nantucket – die alte, berühmte Insel. Schon vor 100 Jahren fuhren von hier die ersten Walfänger hinaus aufs Meer.

Doch das kleine Post-Schiff von New Bedford nach Nantucket war schon abgefahren. Das nächste fuhr erst wieder am Montag.  
Ich brauchte also einen Platz zum Schlafen.

New Bedford sah am Abend nicht sehr einladend aus.  
Es war bitter kalt. Ich kannte keine Menschenseele.  
»Ismael«, sagte ich zu mir, »nimm was du bekommen kannst.  
Aber vergiss nicht, nach dem Preis zu fragen.«

So lief ich die dunklen Straßen entlang. Nach einer Weile kam ich zum Wirtshaus »Die gekreuzten Harpunen«. Doch es war zu teuer.  
Schon von der Straße aus hörte ich den Lärm betrunkenener Männer.  
Das bedeutete früher oder später Ärger. Ich folgte der Straße hinunter zum Wasser. Dort lagen die billigsten Kneipen, vielleicht aber auch die gemütlichsten.

Doch zu dieser Stunde war das Viertel wie ausgestorben.  
Überall nur trostlose Straßen und rabenschwarze Finsternis!  
Hin und wieder das schwache Flackern einer Kerze wie aus einem Grab. »O Ismael«, flüsterte ich, »wohin bist du nur geraten!«  
Plötzlich hörte ich über mir ein fürchterliches Kreischen.  
Dann sah ich das alte, rostige Blechschild: »Gasthaus zum Walfisch – Peter Coffin«.

Coffin, das heißt Sarg. Ein unheimlicher Name für einen Gastwirt.  
Aber was soll es, hier konnte wohl ich mit einem billigen Plätzchen rechnen.

Und so betrat ich das »Gasthaus zum Walfisch«.

Überall verräucherte Holzwände, über und über mit fürchterlichen Harpunen und Speeren behangen. Manche waren mit weißen Walfisch-Zähnen geschmückt. Die schwarzen Deckenbalken waren niedrig, auf dem Boden alte Boots-Planken. Alles sah aus wie auf einem uralten Schiff.

Ich fragte nach einem Platz zum Schlafen. Doch kein einziges Bett war mehr frei. Ich wollte schon wieder gehen, da rief mir der Wirt hinterher: »Hast du was dagegen, dir mit einem Harpunier das Bett zu teilen? Du willst doch bestimmt zu den Walfängern. Da kannst du dich schon mal daran gewöhnen.«



Ich überlegte: Zu zweit unter einer Decke? Mit einem Harpunier? Eine unheimlicher Gedanke. Aber immer noch besser, als bei der Kälte durch eine fremde Stadt zu irren. Ich war einverstanden. Der Wirt zwinkerte mir zu. »Essen ist gleich fertig.«

Ich setzte mich auf eine alte Holzbank. Seit vielen Jahren hatten Seeleute darin ihre Zeichen geschnitzt. Rätselhafte Figuren, Zahlen, Buchstaben. Neben mir saß ein älterer Matrose. Er hatte im Holz noch eine leere Stelle gefunden. Mit seinem Messer ritzte er ein Segel-Schiff in die Bank. Naja, er war nicht besonders geschickt. Endlich wurden alle in den Nebenraum gerufen.

Es war eisig kalt. Rasch knöpften wir unsere Jacken zu. Wir griffen mit steifen Fingern nach dem heißen Tee. Es gab Fleisch und Kartoffeln und sogar Klöße – Donnerwetter, Klöße! Einer der Burschen stürzte sich besonders eifrig auf die Klöße.

»Herr Wirt«, flüsterte ich, »ist das der Harpunier?«

»Nein, nein«, erwiderte er, »der Harpunier ist ein dunkler Bursche, der isst keine Klöße. Nur Steaks, je blutiger, desto lieber.«

»Zum Teufel, wo steckt er denn? Ist er hier?«, fragte ich.

»Nur Geduld, der kommt schon noch.«

Es war bald Mitternacht. Nach und nach kamen auch die anderen Schlafgäste herein. Sie kamen allein, zu zweit oder zu dritt.

Nur mein Harpunier war nicht dabei. Mir wurde langsam unheimlich. Es ist doch so: Niemand schläft gerne mit einem anderen in einem Bett. Im Schlaf ist man am liebsten allein.

Und auch für einen Seemann gibt es keinen Grund, sein Bett zu teilen. Auch ein Seemann hat seine eigene Hängematte.

Der Teufel soll den Harpunier holen.

»Herr Wirt«, sagte ich, »was ist denn das für ein Kerl? Bleibt der immer so lange aus?«

»Nein«, sagte er, »meistens ist er früh dran. Zeitig im Bett, zeitig wieder raus. Morgenstund hat Gold im Mund. Aber heute will er was verkaufen. Weiß der Teufel, wo er sich so lange herumtreibt. Vielleicht wird er seine Köpfe nicht los.«

»Seine Köpfe? Erzählen Sie keine Märchen! Der Harpunier ist unterwegs, um Köpfe zu verkaufen?«

»Genau so ist es«, meinte der Wirt, »dabei habe ich ihm gesagt, dass er nix verkaufen wird. Es gibt viel zu viel von dem Zeug.«

»Was für Zeug?« Ich verstand überhaupt nichts.

»Na, Köpfe. Gibt es nicht schon zu viele Köpfe auf der Welt?«

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Wirt«, sagte ich ganz ruhig, »hören Sie auf mit dem Unsinn. Ich bin kein kleiner Junge mehr.«

»Schon recht, schon recht«, sagte der Wirt und grinste fröhlich,

»Immer mit der Ruhe. Der Harpunier kommt aus der Südsee.

Von dort hat er einen ganzen Sack voll Schrumpf-Köpfe mitgebracht. Totenköpfe, du weißt schon. Und die will er unbedingt noch heute Abend verkaufen. Morgen ist Sonntag! Und wenn die Leute in die Kirche gehen, dann kann er die Köpfe ja nicht auf der Straße anbieten. Nicht an einem Sonntag!«

»Und mit diesem Burschen soll ich ein Bett teilen?«

»Er zahlt pünktlich«, war die Antwort. »Komm, es ist spät. Es ist ein schönes, ein breites Bett. Los, ich mache dir Licht.«

Er zündete eine Kerze an, reichte sie mir und wollte vorangehen. Aber ich zögerte noch. Der Wirt sah auf die Uhr an der Wand und sagte schläfrig: »Du wirst dem Harpunier heute Nacht eh nicht mehr begegnen. Der hat bestimmt woanders ein Plätzchen zum Schafen gefunden. Na los, vorwärts jetzt!«

Wir stiegen die Treppe hinauf. Die Kammer war eiskalt, aber das Bett war wirklich groß. 4 Männer hätten darin Platz gefunden.

»So«, sagte der Wirt und stellte die Kerze auf eine alte Seekiste, »jetzt mach es dir bequem. Gute Nacht.« Und schon war er verschwunden.

Ich schlug die Decke zurück und beugte mich über das Bett. Es war eigentlich ganz anständig. Dann sah ich mich in der Kammer um. Außer Bett und Seekiste gab es keine Möbel. Nur in der Ecke eine Hängematte und ein Seesack mit den Kleidern des Harpuniers. An der Wand lehnte eine große Harpune.

Ich setzte mich auf die Bettkante und dachte über den Harpunier und seine Köpfe nach. Der Wirt hatte gesagt, der Harpunier wird diese Nacht nicht mehr kommen. Mir wurde kalt. Rasch zog ich Stiefel und Hose aus und löschte das Licht. Ich fiel ins Bett und überließ mich dem Schutz des Himmels.

Plötzlich hörte ich draußen schwere Schritte.

»Gott steh mir bei«, dachte ich, »das muss der Harpunier sein, der teuflische Kopfhändler.«

Ich lag unter meiner Bettdecke und rührte mich nicht.

Mit einer Kerze in der Hand betrat der Fremde das Zimmer.

Ohne einen Blick auf das Bett zu werfen, machte er sich an dem Seesack zu schaffen. Er wühlte eine Weile herum und zog eine kleine Axt hervor. Es war ein winziges Beil und zugleich war es eine Tabaks-Pfeife.

Gott im Himmel, Welch ein Anblick! Das ganze Gesicht war mit großen, dunklen Linien bemalt. Der Harpunier nahm seinen Hut ab, eine Art Zylinder. Ich hätte beinahe aufgeschrien.

Der Kopf war völlig kahl, nur über der Stirn eine kleine Locke.

Der Kopf sah aus wie ein verfaulter Totenschädel! Ich wollte am liebsten aufspringen und aus dem Zimmer flüchten. Ich bin kein Feigling. Aber dieser Harpunier war der leibhaftige Teufel.

Noch hatte er mich nicht gesehen. In aller Ruhe zog er sich aus.

Der ganze Körper war bemalt wie sein Gesicht. Jetzt war mir alles klar: Der Kerl musste ein Wilder sein, ein Kannibale, ein Menschenfresser. Er verkauft Köpfe, vielleicht sogar die Köpfe seiner eigenen Brüder. Und vielleicht gefiel ihm auch mein Kopf!

Der Kerl zündete seine Pfeife an. Er löschte die Kerze, dann ließ er sich ins Bett fallen. Ich konnte nicht anders: Ich schrie laut auf.

»Wer Teufel du?«, knurrte der Wilde überrascht.

»Wer du? Du nicht sprechen – verdammt, ich dich totschiagen!«

Ich sprang aus dem Bett und rief verzweifelt: »Herr Wirt!

Um Gottes willen! Ihr Engel Gottes, helft mir!«

»Rede! Wer du, oder ich dich totschiagen!«

Der Harpunier hob seine Tabaks-Pfeife. Gott sei Dank, in diesem Augenblick erschien der Wirt mit einer Kerze in der Hand.

»Keine Angst. Quiqueg wird Ihnen kein Haar krümmen.«

»Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass der Harpunier ein Wilder ist, ein Menschenfresser?«

»Stell dich nicht so an. Marsch ins Bett und gut geschlafen! Und du, Quiqueg, hast du mich verstanden, der Mann schlafen bei dir.«

»Verstanden«, knurrte Quiqueg und stieß gewaltige Rauchwolken aus. Ich betrachtete ihn. Und da fand ich, dass er eigentlich ein ganz netter Menschenfresser war. Ich sollte mich schämen!

Lieber ein nüchterner Menschenfresser als ein betrunkenener Christ, dachte ich bei mir.

»Herr Wirt«, sagte ich, »aber er soll doch bitte die Pfeife ausmachen. Ich kann es nicht ausstehen, wenn einer im Bett raucht.«

Quiqueg war damit einverstanden. Dann rückte er ganz auf seine Seite, als wollte er sagen: keine Angst, ich tu dir nichts.

»Gute Nacht, Wirt, Sie können jetzt gehen«, sagte ich. Ich kroch zurück ins Bett und schlief so gut wie nie zuvor.

**A**ls ich aufwachte lag Quiquegs Arm liebevoll und zärtlich auf meiner Brust. Vorsichtig versuchte ich mich aus der Umarmung zu befreien. Quiqueg aber schlief und hielt mich, als könnte nur der Tod uns scheiden. Schließlich rief ich: »Quiqueg!«

Quiqueg schüttelte sich wie ein nasser Hund. Er rieb sich die Augen und sah mich lange und erstaunt an. Dann sprang er aus dem Bett. Er sagte: »Ich mich anziehen, dann du alleine.«

Quiqueg, dachte ich, das ist anständig von dir!

Beim Ankleiden hatte Quiqueg eine ganz besondere Reihenfolge! Zuerst setzte er sich seinen riesigen Zylinder auf den kahlen Schädel. Dann folgten seine Stiefel. Er hatte immer noch keine Hosen an. Nun begann er mit der Morgenwäsche. Jeder normale Christenmensch hätte sich zuerst das Gesicht gewaschen. Quiqueg aber beschränkte sich auf Brust, Arme und Hände.

Dann zog er Hose und Weste an. Und nun ging es ans Rasieren. Er seifte das Gesicht ein, holte die Harpune vom Bett und schärfte die Klinge am Leder seiner Stiefel. Er trat vor den Spiegel und rasierte, oder besser: er harpunierte sich beide Wangen. Quiqueg, dachte ich, du hast es heraus. So geht man mit einer guten Klinge um.

Schließlich war Quiqueg fertig. In einer Matrosen-Jacke mit goldenen Knöpfen stolzierte er hinaus, ein stolzer König mit seinem Zepter.

Bald darauf ging auch ich hinunter in die Schankstube.

Hier wimmelte es von Männern. Alle waren sie Walfänger: Matrosen und Steuerleute, Schmiede und Harpuniere. Eine bunte Sammlung von harten Kerlen mit zottigen Bärten.

»Essen! Alle Mann her!« rief jetzt der Wirt. Die Männer drängelten sich an den Frühstückstisch.

Auch Quiqueg saß an der großen Tafel. Sein Verhalten war, nun ja vielleicht etwas merkwürdig. Er hatte seine Harpune mit zum Frühstück gebracht. Damit angelte er sich die saftigsten Stücke Fleisch vom Tisch. Und wer nicht aufpasste, konnte leicht aufgespießt werden. Wie ein feiner Herr speiste Quiqueg mit seiner langen Harpunen-Gabel. Niemand beschwerte sich. Es war genug für alle da.

Nach dem Frühstück zündete Quiqueg seine Pfeife an. Wie immer hatte er seinen zerkratschten Zylinder auf dem Kopf. Friedlich saß er auf der Ofenbank. Er nahm ein dickes Buch zur Hand und legte es auf seinen Schoß. Mit großem Eifer begann er die Seiten zu zählen. Nach 50 Seiten hörte man ein erstauntes Pfeifen.

Dann begann er die nächsten 50 Seiten zu zählen.

Wieder ein erstauntes Pfeifen. Es wurden immer mehr 50 Seiten. Ein ungeheuer dickes Buch.

Ich beobachtete Quiqueg. Er war ein Wilder, das stand fest. Doch sein Gesicht mit den vielen Tätowierungen sah gar nicht so übel aus. Seine ganze Erscheinung war seltsam – aber irgendwie auch vornehm. Es war mir aufgefallen, dass Quiqueg nie mit den anderen Männern im Gasthof sprach. Es lag ihm wohl nichts daran, Bekanntschaften zu machen. Weit entfernt von seiner Heimat war er in eine fremde Welt geraten. Und doch war er heiter und zufrieden. Er blätterte in seinem dicken Wunderbuch und paffte gemütlich an seiner Pfeife.

An diesem Abend erzählte mir Quiqueg seine Geschichte.

Es war nicht einfach, seiner merkwürdigen Sprache zu folgen. Aber das Wichtigste habe ich verstanden: Quiqueg stammte von einer Insel in der fernen Südsee. Sein Vater war ein großer Häuptling, ein König. Doch schon früh wollte Quiqueg von der Welt mehr sehen als nur seine kleine Südsee-Insel.

Eines Tages war es so weit. Ein Walfänger ankerte vor der Insel. Und Quiqueg schaffte es, heimlich auf das Schiff zu gelangen. Er wurde aber entdeckt. Der Kapitän drohte ihn über Bord zu werfen. Doch Quiqueg war ein Königssohn. Quiqueg rührte sich nicht von der Stelle. Er wurde schließlich als Matrose aufgenommen. Später hatte man einen Harpunier aus ihm gemacht. Nun war die Harpune sein Königs-Zepter.

Ich fragte Quiqueg nach seinen Plänen. Auch er wollte wieder zur See, zurück auf ein Walfang-Schiff. Quiqueg war ein erfahrener Harpunier und er konnte mir sehr nützlich sein. Und so beschlossen wir, gemeinsam das Glück zu wagen.

**A**m nächsten Morgen nahmen wir unsere Sachen und gingen hinunter zum Hafen. Hier lag die Moss, das kleine Post-Boot, das zwischen New Bedford und Nantucket verkehrte.

Wir gingen an Bord.

Rasch war die Überfahrt bezahlt und das Gepäck verstaut. Die Moss setzte die Segel und bald zogen wir an New Bedford vorbei. Weiter ging es wie im Flug. Und nach einer schönen Fahrt liefen wir endlich im Hafen von Nantucket ein.

Es war spät am Abend, als wir an Land gingen.

Der Wirt vom »Walfisch« hatte uns ein Gasthaus in Nantucket empfohlen, den »Tran-Kessel«. Es war ganz in der Nähe vom Hafen. Über dem Eingang baumelten 2 riesige, schwarze Holzkessel. Wie die Kessel, in denen die Sünder in der Hölle schmoren! Warme, verlockende Düfte strömten aus der Küche.

»Los, Quiqueg«, sagte ich, »hier sind wir richtig.«

Und wirklich: Nach einem köstlichen Essen erhielten wir von der freundlichen Wirtin eine Lampe, und sie zeigte uns den Weg zum Zimmer. Wir setzten uns auf das gemütliche Bett. Bis spät in die Nacht redeten wir über unseren Plan für den nächsten Tag.

Als es endlich hell wurde, machte ich mich auf den Weg zum Hafen. 3 Schiffe waren bereit zur Ausfahrt: die »Devil-dam«, die »Tit-bit« und die »Pequod«. Auf der »Devil-dam« steckte ich die Nase in alle Ecken und Winkel. Dann sprang ich mit einem Satz auf die »Tit-bit« hinüber. Beide Schiffe machten keinen besonders guten Eindruck. Schließlich begab ich mich an Bord der »Pequod«. Ich wusste sofort: dieses Schiff und kein anderes.

Ein so verrücktes Schiff wie die »Pequod« hatte ich noch nicht gesehen. Die »Pequod« war klein, aber sie war etwas ganz Besonderes. Von Wind und Wetter hatte das Holz eine dunkle Farbe bekommen. Die alten Decks waren blank geschrubbt. Lange und scharfe Pottwal-Zähne verzierten die Reling, den hohen Rand ringsum das Bootsdeck. Aber nicht nur als Schmuck, hier wurden die Seile festgemacht. Die »Pequod« hatte kein Steuerrad. Es gab eine Pinne als Steuerruder. Es war aus dem langen, schmalen Unterkiefer des Pottwals geschnitzt. So muss ein Walfang-Schiff aussehen!

Als ich mich auf dem Schiff umsah, entdeckte ich etwas Merkwürdiges. Ein Zelt aus schwarzem Walbein, also aus Walfisch-Knochen. Hier entdeckte ich schließlich einen älteren Mann.

»Sir, sind Sie der Kapitän der »Pequod«?, fragte ich.

»Was willst du vom Kapitän?«

»Ich möchte als Matrose anheuern.«

»So, so. Verstehst du denn etwas vom Walfang?«

»Nein, aber das werde ich lernen. Und ich bin schon ein paarmal auf einem Handelsschiff gesegelt.«

FIG. 1.

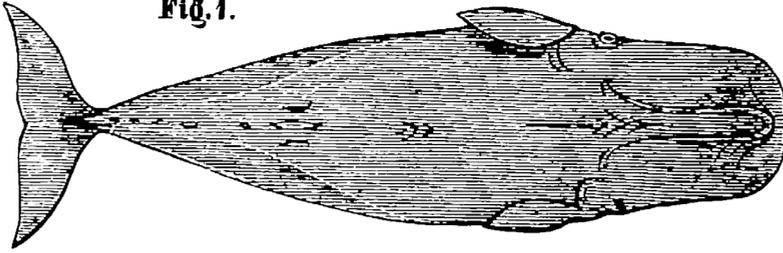


FIG. 2.

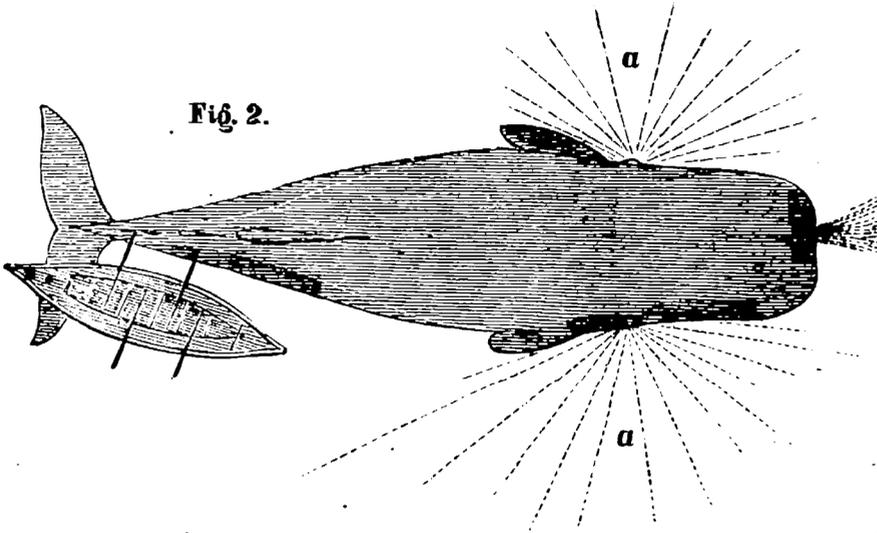
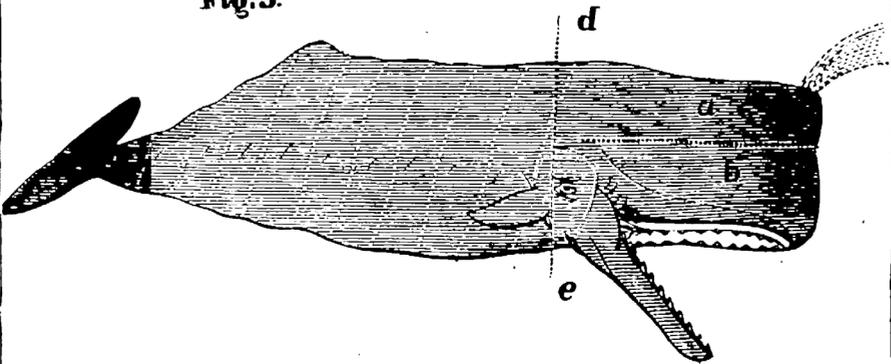


FIG. 3.



»Zum Henker mit deinem Handelsschiff. Aber verdammt noch mal, was treibt dich auf die Walfisch-Jagd? Das muss ich wissen, bevor ich mir überlege, ob ich dich anheuern soll.«

»Ich möchte gern sehen, wie es beim Walfang zugeht. Und ich möchte etwas von der Welt sehen.«

»Möchtest was erleben, wie? Hast du Kapitän Ahab schon mal zu Gesicht bekommen?«

»Kapitän Ahab? Wer ist das, Sir?«

»Ahab ist der Kapitän dieses Schiffes.«

»Ich dachte, Sir, Sie sind der Kapitän.«

»Du sprichst mit Kapitän Peleg, junger Mann. Ich bin einer der Eigentümer des Schiffes. Der andere Eigentümer ist Kapitän Bildad. Wir sorgen dafür, dass die ›Pequod‹ für die Reise ausgerüstet ist. Wir kümmern uns um das ganze Zubehör, dazu gehört auch die Mannschaft. Und wenn du wissen willst, wie es beim Walfang zugeht – schau dir unseren Kapitän Ahab an. Dir wird auffallen, dass er nur noch ein Bein hat.«

»Was wollen Sie damit sagen, Sir? Hat er das Bein beim Walfang verloren?«

»Verloren? Verschlungen wurde es, aufgeessen, zerknackt und zu Brei zerkaut. Verschlungen von einem Pottwal. Ein Pottwal ist das scheußlichste Ungeheuer, das je ein Boot in Stücke schlug. Hast du immer noch Lust auf Walfang zu gehen?«

Bei diesen Worten wurde mir etwas unbehaglich zumute. Doch ich antwortete rasch: »Jawohl, Sir.«

»Gut gut. Und du willst außerdem was von der Welt sehen.

So so ...« Kapitän Peleg machte ein nachdenkliches Gesicht.

Doch dann erklärte er sich bereit, mich anzuheuern.

Er sagte: »Eigentlich könntest du gleich unterschreiben.

Komm mal mit.« Damit gingen wir unter Deck in die Kajüte.

Dort trafen wir Kapitän Bildad. Er war wie Peleg ein wohlhabender Walfänger im Ruhestand.

Bildad war der andere Eigentümer der »Pequod«.

In dem engen Raum saß er an einem kleinen Tisch. Eine Brille auf der Nase, schien er in ein wichtiges Buch vertieft.

»Bildad!«, rief Kapitän Peleg. »Seit 30 Jahren studiert Ihr nun die Heilige Schrift. Wie weit seid Ihr damit gekommen?«

Kapitän Bildad schaute langsam von seinem Buch auf.

Er antwortete nicht auf Pelegs Frage.

»Der Junge hier behauptet, wir könnten ihn brauchen«, erklärte Peleg, »er will anheuern.«

»So so, anheuern will er«, brummte Bildad.

»Jawohl, Sir. Das will ich.«

»Was hältst du von ihm, Bildad?«, fragte Peleg.

»In Ordnung«, sagte Bildad. Und schon beugte er sich wieder über sein Buch.

Peleg stellte Tinte und Feder auf ein Tischchen. Er hob den Deckel einer Truhe und nahm die Musterrolle heraus. In der Musterrolle stehen die Namen der gesamten Schiffsmannschaft. Und hier wird auch eingetragen, was jeder verdient, die sogenannte Heuer.

Beim Walfang wird keine feste Heuer vereinbart.

Die ganze Mannschaft erhält einen bestimmten Anteil am Gewinn. Und mir war klar: als blutiger Anfänger konnte ich kaum mit einem großen Anteil rechnen. Aber ich war schon öfter zur See gefahren. Und so war ich mir sicher, mindestens den 275. Teil der Beute zu erhalten. Das war ein recht kleiner Anteil, ein »langer Segen«, wie die Seeleute sagen. Aber es war doch besser als gar nichts.

Kapitän Bildad konnte wohl meine Gedanken lesen. Er murmelte über sein Buch gebeugt: »Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden ...«

Da unterbrach ihn Peleg: »Was meint Ihr Bildad? Welchen Anteil sollen wir dem jungen Mann geben?«

»Das weißt du selbst am besten«, antwortete dieser mit seiner tiefen unheimlichen Stimme ohne aufzublicken.

»Der 777. Teil wäre wohl nicht zu viel.«

Alter Bildad! – dachte ich – einen schäbigen 777. Anteil? Du willst tatsächlich dafür sorgen, dass ich mir keine Schätze sammle.

»Zum Teufel noch mal, Bildad«, rief Peleg. »Du willst doch den jungen Mann da nicht übers Ohr hauen. Er muss schon etwas mehr kriegen.«

»Den 777. Teil!«, wiederholte Bildad, immer noch ohne den Kopf zu heben. Und dann murmelte er in sein Buch: »Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.«

»Ich trage ihn für einen 300. Anteil ein«, erklärte Peleg, »hörst du, Bildad?«

Bildad legte die Bibel beiseite und wandte sich um:

»Kapitän Peleg«, sagte er feierlich, »du bist zu großzügig, ein unverbesserlicher Verschwender. Das ist Sünde.

Dafür wirst du eines Tages büßen.«

»Wollt Ihr mich und den Jungen beleidigen, Kapitän Bildad? Pest und Schwefel! Bei Gott, ich fresse einen lebendigen Ziegenbock mit Haut und Haar. Du scheinheiliges, nutzloses Gestell von einem Heuchler!«

Und so ging es noch eine ganze Weile hin und her. Doch schließlich verstummte Bildad über sein Buch gebeugt. Und Peleg erklärte: »Also dann, junger Mann – Ismael ist dein Name? Schön. Also hier trage ich dich ein für den 300. Anteil an der Beute.«

»Kapitän Peleg«, sagte ich, »ich bin mit einem Freund zusammen, der ebenfalls anheuern möchte. Kann ich ihn morgen herbringen?«

»Gut, bring ihn her. Wir werden ihn uns ansehen.«

»Und welchen Anteil verlangt nun der?«, krächte aus seiner Ecke Kapitän Bildad.

»Überlass das mir, Bildad.« Und zu mir: »War dein Freund schon einmal auf Walfang?«

»Er hat mehr Wale erlegt, als ich zählen kann, Kapitän Peleg.«

»Worauf wartest du? Bring ihn her!«

Nachdem ich die Papiere unterschrieben hatte, fiel mir noch etwas Wichtiges ein: Ich hatte Kapitän Ahab noch nicht gesehen.

Es ist immer besser, sich den Kapitän vorher anzusehen.

Immerhin ist man ihm für eine lange Zeit ausgeliefert.

Ich fragte also Peleg noch einmal nach Kapitän Ahab.

»Was willst du von Ahab? Es ist doch alles in Ordnung, du bist angeheuert.«

»Das schon, aber ich möchte ihn gern mal sehen.«

»Das wird schwer zu machen sein. Er verlässt seine 4 Wände nicht. Es geht ihm nicht besonders gut. Nicht einmal für mich ist er zu sprechen. Keine Angst, er wird dir gefallen. Ein großartiger Mensch. Ahab redet nicht viel, aber wenn er etwas sagt, dann lohnt es sich zuzuhören. Das ist ein anderer Kerl als Kapitän Bildad.«

Peleg machte eine kurze Pause und blickte zu Bildad.

Doch der sagte nichts. Und so fuhr er fort: »Es stimmt, Ahab war nie besonders liebenswürdig. Und es kann sein, dass er auf der letzten Heimreise nicht recht bei Sinnen war. Das kam von den mörderischen Schmerzen in seinem blutigen Stumpf. Immerhin hat ihm der verfluchte Wal das Bein abgerissen. Und ja, manchmal ist er unbeherrscht. Doch all das wird sich geben. Und lass dir sagen: Besser ein guter Kapitän, der mal schlechter Stimmung ist, als ein Spaßvogel, der ein schlechter Kapitän ist.«

**A**m nächsten Tag ging es zusammen mit Quiqueg noch einmal zum Hafen. Wie immer hatte Quiqueg seinen riesigen Zylinder auf dem Kopf und seine Harpune in der Hand. Eine prächtige Erscheinung. Aber als wir vor der »Pequod« standen, rief Kapitän Peleg: »Ich wusste nicht, dass dein Freund ein Kannibale ist. Kannibalen dürfen erst an Bord, wenn sie ihre Papiere vorgezeigt haben.«

»Was wollen Sie damit sagen, Kapitän Peleg?«, fragte ich.

»Ich will damit sagen, dass ich seine Papiere sehen will.«

»Allerdings«, brummte mit seiner Grabesstimme Kapitän Bildad.

Er hatte seinen Kopf aus dem Knochen-Zelt gereckt.

»Er muss beweisen, dass er getauft ist!«

Kapitän Bildad blickte nun misstrauisch zu Quiqueg und rief:

»Sohn der Finsternis, gehörst du irgendeiner christlichen Kirche an?«

»Ja«, sagte ich, »mein Freund gehört zur Ersten Freien Gemeinde.«

»Junger Mann«, sagte Bildad in strengem Ton, »du willst mich wohl zum Narren halten. Von welcher Kirche sprichst du?«

»Ich meine die eine Große Kirche. Die große Kirche, der wir alle angehören. Sie und ich und Kapitän Peleg und Quiqueg, und mit uns alle Menschenkinder. Alle gehören wir dazu, wenn wir uns die Hand reichen.«

Peleg trat näher: »Junger Mann, du solltest vielleicht als Prediger anmustern und nicht als Matrose. Na, jetzt kommt schon an Bord. Ruf ihn her, deinen Quohog. Teufel noch mal! Schau einer diese Harpune an. Und anzupacken versteht er sie auch. Teufelskerl! Hast du schon einmal vorne im Fangboot gestanden, schon mal einen Wal angeworfen?«

Ohne ein Wort zu verlieren, sprang Quiqueg in eins der Boote.

»Kapitän, Sie auf Wasser kleines Holz sehen? Dort weit?

Wie Auge von Walfisch? Aufpassen, Sie!« Er zielte und schleuderte die Harpune haarscharf über Bildads Hut hinweg. Volltreffer.

Das kleine Stück Holz verschwand.

»So«, sagte Quiqueg, während er mit der Leine seine Harpune einholte, »wenn Fleck Auge von Walfisch, Walfisch kaputt.«

»Rasch«, sagte Kapitän Peleg, »die Musterrolle her. Der Kerl muss in eins von unseren Booten. Hör mal, Quohog, den 90. Anteil sollst du haben. Das hat noch nie ein Harpunier von uns bekommen.

Und schon gar nicht, wenn er nicht aus Nantucket kam.«

Als alles zum Unterschreiben bereit war, fragte Peleg:

»Kann Quohog überhaupt schreiben? Hör mal, du Teufelskerl, unterschreibst du mit deinem Namen oder machst du nur ein Kreuz?«

Quiqueg nahm stumm die Feder und zeichnete an der richtigen Stelle ein seltsames Zeichen. Und dann schrieb er noch ordentlich darunter: »Quohog sein Name ist Quiqueg.«

**E**s vergingen noch einige Tage. An Bord der »Pequod« herrschte eifriger Betrieb. Die alten Segel wurden ausgebessert, neue Segel und Taue wurden an Bord gebracht. Kapitän Bildad saß in seinem Zelt und überwachte mit scharfem Auge die Arbeit der Leute vom Hafen. Peleg besorgte die Vorräte.

An Deck und unter Deck wurde geschuftet bis spät in die Nacht. Das Tragen und Schleppen nahm kein Ende.

Endlich war es soweit. Das Schiff sollte in See stechen.

Wir standen in aller Herrgottsfrühe auf. Ich sagte zu Quiqueg:

»Bei Sonnenaufgang geht es los. Beeilen wir uns.«

Doch als wir das Deck der »Pequod« betraten, war alles totenstill. Nichts regte sich. Die Kajüten-Tür war verriegelt. Endlich fanden wir eine offene Luke, und so stiegen wir unter Deck. Dort trafen wir einen der Hafearbeiter.

»Verflucht, wer seid ihr denn?«

»Wir haben angeheuert«, erwiderte ich. »Wann segeln wir los?«

»Ach so, ihr seid von der Mannschaft. Heute fährt sie aus.

Gestern Abend ist der Kapitän an Bord gekommen.«

»Welcher Kapitän? Ahab?« »Na, wer denn sonst!«

Ich wollte ihn noch mehr über Ahab fragen, als jemand oben auf dem Deck Kommandos brüllte.

Der Hafearbeiter brummte: »Starbuck regt sich schon.

Er ist der Erste Steuermann. Ein guter Kerl, fromm ist er auch.

Aber jetzt ist er auf, da muss ich ran. Es bleibt nicht mehr viel Zeit.« Damit ging er an Deck und wir hinterher.

Bald kam die Mannschaft zu zweit oder dritt an Bord. Leute aus der Stadt brachten noch schnell alle möglichen Sachen an Bord. Kapitän Ahab aber blieb in seiner Kajüte.

Gegen Mittag verließen die letzten Arbeiter das Schiff. Es war so weit: Die beiden Kapitäne Peleg und Bildad traten aus der Kajüte. Und Peleg wandte sich an den Ersten Steuermann:

»Also, Mister Starbuck, alles klar? Kapitän Ahab ist auch soweit, ich habe eben mit ihm gesprochen. Nichts vergessen an Land? Schön, dann rufen Sie alle Mann zusammen, die ganze verdammte Bande.«

Das Schiff auf die offene See zu steuern war eigentlich die Aufgabe von Lotsen. Doch die Kapitäne Peleg und Bildad übernahmen diese Aufgabe. Und schon folgte Befehl auf Befehl: »Hierher nach achtern, ihr Bastarde! Mister Starbuck, treiben Sie die Kerle an. Und ihr da, Zelt abbrechen!«

Seit vielen Jahren war auf der »Pequod« der Befehl zum Zelt-Abbrechen das Zeichen zum Aufbruch.

»Klar zum Hieven! Anker holen! Herrgott, Donnerwetter, wird's bald!«, erscholl es nun.

Die Mannschaft stürzte an die große Anker-Winde. Mit lautem Gejohle wurde die schwere Kette Stück für Stück aus dem Wasser gezogen.

Da spürte ich plötzlich einen heftigen Tritt an meinem Hintern.

»Wird so auf Handelsschiffen gehievt?«, brüllte Kapitän Peleg.

»Ran, du Schafskopf, ran, bis dir das Rückgrat bricht.

Ich werde euch Beine machen, euch allen. Hopp, Quohog, du rothäutiger Teufel. Und du da mit der Schottenmütze.

Hopp, du grüner Hosenmatz. Ich lasse euch tanzen, dass euch die Augen übergehen.«

Endlich waren die Segel gesetzt. Es war ein kurzer und kalter Weihnachtstag. Und als es dunkel wurde, befanden wir uns weit draußen auf dem winterlichen Meer. Auf der Reling glitzerten die Walfisch-Zähne im Mondlicht.

Inzwischen hatten wir die offene See erreicht. Die Kapitäne Peleg und Bildad wurden nicht mehr benötigt. Der kleine Kutter, der uns begleitet hatte, kam längsseits und machte an der »Pequod« fest. Besonders Kapitän Bildad fiel der Abschied schwer. Er konnte sich nicht von seinem Schiff trennen, das eine so lange Fahrt voller Gefahren antrat. Immer wieder lief er auf dem Deck hin und her. Er schaute nach dem Wind. Er blickte hinaus auf das weite unendliche Meer. Er schaute landwärts und wieder zum Himmel empor. Dem gnadenlosen Sklaventreiber Bildad standen jetzt Tränen in den Augen. Schließlich fasste er Kapitän Peleg bei der Hand. »Peleg, alter Seegefährte, komm, wir müssen von Bord. Gut Glück, Starbuck, gut Glück. Auf Wiedersehen, meine Jungs, lebt wohl. Der Herr segne euch.«

Und damit ließen sich die beiden Kapitäne ins Boot hinunter.

Schiff und Kutter trennten sich. Eisig fegte der Nachtwind über Deck. Kreischend flog eine Möwe auf. Die Mannschaft brüllte ihr dreifaches Hurra. Blind fuhren wir unserem Schicksal entgegen, weit hinaus auf das einsame Meer.

**D**rei Steuerleute gab es auf der »Pequod«.

Der Erste Steuermann hieß Starbuck. Er war ein großer, ernster und vernünftiger Mann. Mut war für ihn keine besondere Eigenschaft. Mut war ein ganz normales Werkzeug. Beim Walfang war Mut genauso wichtig wie Fleisch und Brot. Mut durfte nicht leichtsinnig verschwendet werden. »Wir befahren das Meer, um uns von den getöteten Walfischen zu ernähren – nicht umgekehrt!« Schon zu viele Männer hatten beim Walfang den Tod gefunden.

Und so ermahnte er seine Leute: »Ich will keinen Kerl im Boot haben, der sich vor dem Wal nicht fürchtet. Wer keine Furcht kennt, bringt seine Kameraden in Gefahr.«

Der Zweite Steuermann hieß Stubb. Stubb kannte keine Furcht. Selbst in größter Gefahr verrichtete Stubb seelenruhig seine Arbeit. Er führte sein Fangboot, als wäre der mörderische Kampf ein fröhliches Fest, zu dem er seine Mannschaft geladen hatte. Noch dicht am Wal, Seite an Seite mit dem wilden Ungeheuer summt er ein Liedchen. Fürchtete Stubb den Tod? Schwer zu sagen. Der Tod war für Stubb nur einer von vielen Befehlen. Auch diesem Befehl musste er wohl irgendwann gehorchen. Was danach geschah, das würde er noch früh genug erfahren.

Jawohl, Stubb war ein sorgloser und furchtloser Mensch. Und das konnte man an seiner Tabaks-Pfeife sehen. Die kleine schwarze Pfeife gehörte zu seinem Gesicht wie seine Nase. Lieber wäre er ohne Nase aus seiner Koje gestiegen als ohne seine Pfeife.

Der Dritte Steuermann hieß Flask. Er war ein stämmiger, rotbackiger junger Bursche. Und wenn es um den Kampf mit dem Wal ging, ein richtiger Draufgänger. Er sah in diesen Riesen der Meere seine ganz persönlichen Feinde. Es war seine Pflicht, sie zu vernichten, wo immer sie ihm in die Quere kamen. 3 Jahre auf einem Walfänger waren ein Mordsspaß. Ein Spaß, der vielleicht etwas lange dauerte, aber ein verdammter Mordsspaß.

Diese 3 Männer also – Starbuck, Stubb und Flask – sie waren die Steuerleute der »Pequod«. Sie waren es, die auf den 3 Fangbooten des Walfängers das Kommando hatten. Und wie der Ritter seinen Knappen hat, so hat der Steuermann seinen Harpunier. Im Kampf mit dem Ungeheuer entscheiden die beiden über Leben und Tod. Und sie müssen einander vertrauen wie Freunde. Wer waren also die Harpuniere auf der »Pequod«?

Da war Quiqueg, den sich der Erste Steuermann Starbuck ausgesucht hatte. Quiqueg war eine gute Wahl. Keine Frage. Wir haben ihn ja schon kennengelernt.

Taschtego war ein Indianer. Auf einer Insel zwischen New Bedford und Nantucket gab es noch ein altes Indianerdorf.

Seit langer Zeit kamen von hier die kühnsten Harpuniere.

Taschtegos lange schwarze Haarsträhnen, seine Backenknochen, die eiskalt glitzernden Augen – ein echter Sohn jener stolzen Krieger. Taschtego diente Stubb, dem Zweiten Steuermann, als Harpunier.

Der dritte war Dagoo, ein riesenhafter Schwarzer der sich wie ein Raubtier bewegte. Dieser prächtige Dagoo war der Harpunier von Flask, der daneben wie eine kleine Schachfigur aussah.

Und die übrige Mannschaft der »Pequod«? Wenn sie nicht gerade zur See fahren, lebten sie an einsamen Orten weit voneinander entfernt. Doch jetzt waren sie Seite an Seite auf einem Schiff. Eine Sammlung wilder Gestalten von allen Ecken und Enden der Erde. Vereint auf der »Pequod«, unter dem strengen Kommando ihres Kapitäns.

**S**eit unserer Ausfahrt von Nantucket waren nun schon viele Tage vergangen. Noch immer hatte sich Kapitän Ahab nicht auf Deck gezeigt. Es sah so aus, als führten die Steuerleute das Kommando an Bord. Doch die Befehle, die sie erteilten, waren ihnen aufgetragen worden. Der unsichtbare Machthaber war Kapitän Ahab.

Wir waren zu Weihnachten in See gestochen. Und so hatten wir eine Zeitlang bittere arktische Kälte. Doch bei unserem Kurs Richtung Süden entfernten wir uns mit jedem Tag vom unbarmherzigen Winter und seinen Stürmen.

Dann war es so weit: An einem grau verhangenen Morgen segelte das Schiff bei günstigem Wind unaufhaltsam dahin.

Die Mannschaft trat zur Wache auf Deck an. Und da stand Ahab plötzlich vor uns auf dem Achterdeck. Leibhaftig. Unser Kapitän.

Das Achterdeck ist etwas erhöht. Hier dürfen sich nur der Kapitän und die Steuerleute aufhalten. Und hier also stand Ahab stumm und wie versteinert. Eine große und breite Gestalt.

Unter dem grauen Haar eine alte Narbe. Das eine Bein lebendig, das zweite eine weiße Stelze, aus dem glatten Knochen eines Pottwals. So stand Kapitän Ahab beschädigt aber aufrecht, in voller Kraft vor uns.

Auf beiden Seiten des Achterdecks war ein Loch in die Planken gebohrt. Es war nicht tief. Doch dieses Loch gab seinem Knochen-Bein sicheren Halt. Ahab blickte über den schwankenden Bug hinweg schweigend in die Ferne. Ahab stand vor uns aber zugleich in unerreichbarer Ferne. Ein vom Schicksal geschlagener, einsamer König.

Bald aber zog er sich in seine Kajüte zurück. Doch seit diesem Morgen bekam ihn die Mannschaft täglich zu Gesicht.

Manchmal stand er fest in seinem Bohrloch, dann wieder saß er auf einem Stuhl, der aus einem Walfisch-Knochen gezimmert war. Immer weiter kamen wir in die wärmeren Zonen.

Immer öfter zeigte sich Ahab an Deck. Aber er sprach nicht, er tat nichts. Er war überflüssig wie ein überzähliger Mast.

Die lange Reise der »Pequod« hatte erst begonnen. Es war noch weit bis zu den Walfang-Gebieten. Noch konnte der Kurs der »Pequod« und die Vorbereitung zum Walfang den Steuerleuten überlassen werden. Es gab noch nichts, was Ahab von seinen trüben Gedanken ablenken konnte. Doch da war nun die angenehme Wärme, das freundliche Wetter. Und immer häufiger zeigte sich in Ahabs Augen ein kleiner Schimmer von Freude. Bei jedem anderen hätte man ein Lächeln gesehen.

Und wenn am Abend die große Stille einsetzte dauerte es nicht lange, da tauchte der Alte auf und zog sich mühsam an Deck. Aus Rücksicht verzichtete er, auf dem Deck hin und her zu gehen. Seine schlafenden Leute hätten durch das Poltern seines Beines geweckt werden können. Einmal jedoch humpelte er doch mit schweren Schritten über das Schiff. Stubb, der Zweite Steuermann, kam herauf und sagte verlegen und halb im Scherz: »Sir, niemand kann dem Kapitän verbieten, auf dem Deck hin und her zu spazieren. Doch die Männer unter Deck können keinen Schlaf finden!« Aber das kam bei Ahab schlecht an.

»Was erlaubst du dir, Stubb!«, bellte ihn Ahab an, »Scher dich weg. Runter mit dir in deine nächtliche Gruft, du Hund!«  
Stubb zuckte zusammen: »In diesem Ton angefahren zu werden bin ich nicht gewohnt, Sir. Ich mag das ganz und gar nicht, Sir.«  
»Schweig!«, knirschte Ahab zwischen den Zähnen hervor.  
»Sir, ich bin kein Hund!«  
»Dann ein zehnfacher Esel. Und jetzt pack dich, oder du findest dich im Jenseits wieder!«  
»Das lasse ich mir nicht bieten«, grollte Stubb und stieg unter Deck. Ist Ahab wahnsinnig? Es wird die alte Geschichte sein, dachte er. Ich lege mich lieber aufs Ohr. Verdammt, alles ist verrückt, wenn man darüber nachdenkt. Da hilft nur eins: Schwamm drüber und rein in die Hängematte.

**A**m nächsten Morgen trat Ahab aus seiner Kajüte. Er stieg aufs Deck hinauf. Bald hörte man Ahabs Schritte, sein hartes Knochenbein auf den Planken. Stunde um Stunde verging. Auf einmal blieb Ahab an der Reling stehen. Er stemmte den Stelzfuß in das Bohrloch und befahl Starbuck, alle Mann sollten antreten.

»Sir?« Überrascht sah ihn der Steuermann an.  
»Alle Mann antreten«, wiederholte Ahab.

Bald war die gesamte Schiffsmannschaft versammelt. Alle blickten neugierig auf ihren Kapitän. Mit gesenktem Kopf schritt Ahab auf und ab, ohne sich um das Tuscheln der Männer zu kümmern. Plötzlich blieb Ahab stehen und rief: »Was tut ihr Leute, wenn ihr einen Wal sichtet?«

»Ausrufen!«, antworteten die Männer mit einer Stimme.

»Gut. Und dann Leute, was tut ihr dann?«

»Die Boote zu Wasser lassen und ihm nach.«

»Und was singt ihr beim Anrudern?«

»Tod dem Wal oder zerschmettert ist das Boot.«

Eine wilde Freude leuchtete dem Alten aus den Augen.

Ahab reckte eine Hand empor. Mit feierlicher Stimme rief er den Männern entgegen: »Seht her! Seht ihr diese spanische Dublone?« Die große Goldmünze funkelte in der Sonne. »Seht sie euch an, Leute! Mister Starbuck, gebt mir einen Hammer.«

Ahab rieb noch einmal die Goldmünze an seinem Rockschoß blank. Dann nahm er den Hammer entgegen und trat an den Großmast.

»Wer mir einen Wal mit weißem Kopf, zerfurchter Stirn und schiefem Maul sichtet — der soll diese Gold-Dublone haben!«

»Hurra, hurra!«, brüllten die Matrosen und schwenkten ihre Mützen, während Ahab das Goldstück an den Mast nagelte.

Nur Taschtego, Dagoos und Quiqueg waren still geblieben.

»Kapitän Ahab«, begann Taschtego, »das muss der Weiße Wal sein, den manche Moby Dick nennen.«

»Moby Dick?«, fuhr Ahab auf. »Du kennst den Weißen Wal, Taschtego?«

»Und er bläst auch so merkwürdig«, fügte Dagoos hinzu.

»Und haben 1, 2, 3 – sehr viel Eisen in Haut«, rief Quiqueg dazwischen.

»Tod und Teufel, Männer, es ist wahrhaftig Moby Dick, den ihr gesehen habt. Moby Dick!«

Starbuck, Stubb und Flask hatten die ganze Zeit ihren Kapitän beobachtet.

»Kapitän Ahab«, fing nun Starbuck an: »Kapitän Ahab, von Moby Dick habe ich auch gehört. Es war Moby Dick, der Euch das Bein abgerissen hat?«

»Wer hat dir das erzählt?« Rasch drehte Ahab sich zu seinem ersten Steuermann. »Ja, Starbuck, ja, meine wackeren Leute, es war Moby Dick. Er hat mir dieses Knochenbein verpasst. Ja, dieser verfluchte Weiße Wal war es. Er hat mich verstümmelt und für immer zu einem Krüppel gemacht. Aber ich werde ihm nachjagen. Und wenn es sein muss, werde ich ihn noch in der Hölle jagen. Und dafür, Leute, dafür habt ihr angeheuert: Den Weißen Wal zu jagen, um alle Kontinente herum, in alle Richtungen des Erdballs. Ihr habt angeheuert, um Moby Dick zu hetzen bis er schwarzes Blut spuckt und alle Flossen von sich streckt. Was meint ihr, Leute? Ihr seht mir nicht wie Feiglinge aus.«

»Ja, jawohl!«, jubelten die Harpuniere und Matrosen und drängten sich dichter um den alten Mann.

»Gott mit euch«, schrie Ahab. »Gott mit euch, Leute! Aber was soll Euer langes Gesicht, Starbuck? Wollt Ihr nicht Jagd machen auf den Weißen Wal? Nehmt Ihr es nicht auf mit Moby Dick?«

»Ich nehme es mit jedem Wal auf, Kapitän Ahab. Doch ich bin hier, um Walfische zu erlegen. Ich bin nicht hier, um an einem Wal Rache zu nehmen. Wie viel Öl-Fässer wird uns Eure Rache einbringen, Kapitän Ahab? Daheim auf dem Markt von Nantucket ist Eure Rache nichts wert.«

»Auf dem Markt in Nantucket? Pah! Lasst Euch sagen: Meine Rache wird einen gewaltigen Preis erzielen: hier!« Ahab schlug sich an die Brust.

»Rache an einem Tier ohne Verstand«, sagte Starbuck erregt, »das ist Wahnsinn! Kapitän Ahab, das ist verrückt.«

Und dann kam es leise von Starbucks Lippen: »Gott steh mir bei!  
Gott steh uns allen bei!«  
Doch Ahab antwortete nicht. Ahab zog sich wieder in seine Kajüte  
zurück.

**E**nde der Leseprobe